

Prinz Friedrich von Homburg¹

oder

die Schlacht bey Fehrbellin.

Schauspiel in 5 Aufzügen, von Heinrich von Kleist.

Ouvertüre, Zwischenacte und Schlußmusik vom K. Sächs. Musik-Direktor Marschner.

(Zum erstenmale gegeben am 8ten März.)

Es ist dieses Schauspiel die letzte und achtungswertheste Hinterlassenschaft eines Dichters, welcher unserer deutschen Litteratur viel zu früh entrissen worden ist, und dessen herben Verlust wir auch in diesen Blättern bey einer früheren Veranlassung betrauert haben, des genialen von Kleist, dessen Kätchen von Heilbron sich bereits zum eigentlichen Nationalstück unserer deutschen Bühnen erhoben hat. Ein Jugendversuch desselben Dichters, die Familie Schroffenstein, wartet noch auf eine geschickte Hand, welche es der Bühne, die jetzt so arm ist an geistreichen Erzeugnissen, zurückführte. Inzwischen haben wir der Sorgsamkeit und Einsicht unserer hiesigen Theater-Direction einen anderen edlen Genuß zu verdanken gehabt, welchen uns von Kleist's originelles Lustspiel „der zerbrochene Krug" in wiederholten Darstellungen verschafft hat. Mit dem, was ich damals über diese herrliche Dichtung niedergeschrieben, trifft, wie ich jetzt finde, das Urtheil eines unserer geistvollsten Dichter und Geschmacksrichter, Ludwig Tieck's, dem wir die Herausgabe der hinterlassenen Schriften Kleist's zu verdanken haben, so nahe zusammen, [158] daß ich hier nachträglich demselben wohl einen Platz einräumen darf, um so mehr, da es nicht ohne alle örtliche Beziehung gesagt ist. Tieck spricht nämlich von dem zerbrochenen Krug also:²

„Aus einer Kleinigkeit so ein Gewebe herauszuspinnen, das sich vor unsern Augen bald mehr und mehr verwickelt, bald wieder schnell zu lösen scheint, so lebendig, stets neu, alle Figuren wahr, alles die höchste Theilnahme erregend, so daß man das unbedeutende der Sache selbst vergißt und sie uns eben so wichtig, wie den streitenden Parteyen erscheint, ist meisterhaft: der Gedanke, daß sich der Richter, der der Delinquent zugleich ist, durch seine Anstrengungen in den Beweis gegen sich hinein examinirt, ist eben so glücklich, als neu. Die Sprache ist charakteristisch und sie sowohl, wie die Jamben in diesem ächt-niederländischen Gemählde so gebraucht, wie ich nicht glaube, daß es im Deutschen schon geschehen sey. Jede Schilderung und Erzählung steht farbig und sichtlich vor uns, und das Für und Wider, das Hin- und Herschwanken des Gegenstandes, der ein Prozeß selbst ist, ist von der Hand eines Virtuosen, und man fühlt, daß der Verfasser, der sich schon gewöhnt hatte, seine Fabeln in diese Form zu bringen, hier ganz mit Sicherheit wie in seinem Eigenthume schaltet. Dies launige Werk, das fast ohne Inhalt ist, hat doch beynahe die Länge eines gewöhnlichen Schauspiels und darum ist die hinzugefügte Variante nicht zu billigen, die es noch mehr ausdehnt. Hie und da folgt der Dichter seiner Angewöhnung zu sehr, daß sich die Personen einzelne Worte vom Munde wegfangen, schnell in Frage und Antwort ein kurzes Mißverständniß wie in Zerstreung fortsetzen, und doch nur zum Schein einen Dialog führen. Dies, mäßig angebracht, kann im Komi- [159] schen wie im Ernste, von Wirkung seyn, aber es ist bey Kleist zu sehr Manier geworden, und mußte in der Aufführung dem Schauspieler seine Rolle sehr erschweren. Erfreulich ist diese Geburt der Laune, aber ich habe immer gezweifelt, ob dieses Lustspiel für

¹ Dramaturgische Blätter für Hamburg, Band 3, Hamburg 1822, No. 20 S. 157 ff.

Texterkennung mit Abby Finereader Version 15 und Nachbearbeitung in der Schreibweise gemäß Originaltext mit Korrektur von Druckfehlern aus einem Band der Österreichischen Nationalbibliothek Wien bei Google Books. Sigurd@v-kleist.com

² In der Vorrede zu H. v. Kleist's hinterl. Schriften, Berlin 1821. S. XLIV. ff.

das Theater geeignet sey. Man machte in Weimar den Versuch, und das Stück mißfiel; man hatte zwar, weil die Zuschauer es einmal so gewohnt sind, den Schwank in 2 oder 3 Acte getheilt, und da nun, nach dem wieder aufgezogenen Vorhang, die Sache noch ganz auf demselben Punkte stand, wie vorher, so mußten die Zuschauer sich unangenehm überrascht fühlen. Man giebt in Hamburg seit einiger Zeit dies Lustspiel, und es soll gefallen; man hat es wahrscheinlich abgekürzt." So weit Tieck. Unserer Bühne gereicht es offenbar zur Ehre, den Zweifel einer so wichtigen Autorität siegreich zurückgewiesen zu haben und daß nicht die Abkürzung das Stück uns bühnengerecht und schaulustig gemacht habe, davon kann sich jeder selbst überzeugen. Von den wenigen Abänderungen, die im Einzelnen vorgenommen werden mußten, ist in diesen Blättern selbst die nöthige Auskünft bereits ertheilt worden.³

[161] Diese letzte und reifste Arbeit des Dichters gehört in die Gattung des historischen Schauspiels, zu welchem sein Geist schon in der Bearbeitung der Sage vom Heilbronner Käthchen sich hingeneigt hatte, und ist vaterländisch im ächtesten und edelsten Sinne des Wortes. Schon oft haben vorzügliche Dichter unserer Nation durch ihr Beyspiel dazu aufgemuntert, vaterländische Geschichten zur dramatischen Darstellung zu benutzen, wie Shakespeare darum so sehr der Stolz der Engländer ist, und darum so fest als unerreichbar dasteht, daß er in seinen Dichtungen so ganz Engländer war, wie keiner seiner Zeitgenossen, und die Geschichte seines Vaterlandes mit wahrhaft poetischer Begeisterung gleichsam schuf und behandelte. Seitdem unser [162] Göthe im Götz von Berlichingen mit einer Geisteskraft, welche dem Briten nicht nachsteht, ein unvergleichliches Gemälde der deutschen Vorzeit aufstellte, erhoben sich nach ihm noch andere Dichter, welche sich in demselben Stoffe gefielen und mit Vaterlandsliebe und wohlgesinntem Eifer die deutsche Geschichte zur Fundgrube dramatischer Darstellungen machten. Aber theils verloren sie in der Wahl des Stoffes den allgemeinen Charakter der Deutschheit zu sehr aus den Augen und vereinzelt sich in kleinliche, provinzielle Interessen, welche die große allgemeine Theilnahme verletzen und stören; theils fehlte ihren Schilderungen die ächte poetische Begeisterung und jene Klarheit, welche, wenn nicht das Bewußtseyn des vorliegenden Stoffes ganz und innig sich bemeistert und in sich aufgenommen hat, niemals erreicht werden kann.

Kleist gehört unter die kleine Zahl derer, welche von ächter Vaterlandsliebe durchdrungen, den wahren deutschen Charakter fest halten und mit historischer Treue und Sicherheit ihn zur Darstellung entwickeln können. Zwar scheint, bey dem ersten Anblick, auch diese Dichtung dem Tadel zu unterliegen, daß ein beschränktes, provinzielles Interesse den Dichter geleitet habe: denn nicht sowohl den Deutschen, als vorzüglich den Brandenburger, scheint es, muß die Handlung ansprechen, welche den Inhalt dieser Dichtung ausmacht. Aber dieser Vorwurf ist sehr ungründlich und verschwindet bey nur einiger, aufmerksamer Betrachtung. Erstlich ist der Hauptheld dieses Stücks, — in dynamischer Bedeutung nicht der Prinz von Homburg, sondern der Kurfürst Friedrich Wilhelm — ein wahrhaft deutscher Held, einer der größten Feldherren seiner Zeit, ein kühner, hochstrebender, edelgebildeter Geist, ein wahrer Stolz des gesammten deutschen Vaterlandes, zumal in jener Zeit, wo der deutsche Name immer mehr verdunkelt zu werden anfang. Sodann ist die Schilderung, [163] welche uns der Dichter entwirft, wie sehr sie auch individualisirt, wie auf dem heimischen Grund und Boden ihrer Geschichte uns festhält, gleichwohl so frey von aller kleinlichen provinziellen Partylichkeit und Eifersüchteley, so ganz und gar durch keine Spur befleckt von unedler Feindseligkeit gegen andere deutsche Stämme, daß sie eben dadurch, daß alle Personen eine noch eigenthümlichere, gleichsam märkische

³ Dramat. Blätter vom J. 1821. Bd. 1. S. 49. ff.

Physiognomie tragen, das deutsche Gepräge bestimmter, fester und klarer zur Anschauung bringen. So urtheilt auch Tieck. „Auf eine solche Weise — sagt er,⁴ — wenn der Dichter nicht feindlich und wegwerfend von andern Landesverwandten spricht, ziemt es ihm, wenn er sein Vaterland, die großen Begebenheiten seiner Vorwelt und ihre Charaktere verherrlicht; es ist ein Ruhm für ihn, wenn man auch in seinem Gedichte selbst den Stamm wieder erkennt, in welchem er geboren ist, und das geschieht in diesem Werke, ohne daß es uns durch angemessene Vorzüge, durch leere Verschönerungen oder Hyperbeln dazu aufforderte. Dörflinger, der treffliche Kottwitz, die rührende Erzählung von Froben, die begeisterten Reden Nataliens, dieser tapfere und ruhige Soldatengeist, alles erklärt, rühmt und lobt auf angemessene Weise das theure Vaterland, dessen Sohn zu seyn der verkannte Dichter für seinen Ruhm und für sein Glück hielt.“ —

Die geschichtlichen Umstände, mit welchen der Inhalt dieses Stücks im Zusammenhange steht, dürften nicht jedem, der sich für dasselbe interessirt, sogleich gegenwärtig oder zugänglich seyn: es scheint demnach nicht unzweckmäßig, das Wesentliche davon hier in der Kürze vorzuschicken, um das Verständniß des Ganzen zu erleichtern. — Es war die Zeit kurz nach dem dreißigjährigen Kriege, wo der hochfahrende, despotische Ludwig XIV. von Frankreich [164] seine, unter verschiedenen Vorwänden eingeleiteten Eroberungs- und Raubkriege in die zunächst gelegenen Länder begonnen hatte. Die sogenannten Spanischen Niederlande waren die erste Veranlassung zu jenen Unheilbringenden Kämpfen, in welche sofort gegen Frankreich Spanien selbst, Oestreich, mehrere Reichsfürsten, auch Dänemark und andere Mächte mit verwickelt wurden. Auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der große Kurfürst genannt, wegen der Größe seiner Thaten im Frieden eben sowohl, als im Kriege, verband sich mit den Gegnern Frankreichs, und zog selbst im Augustmonat des Jahres 1674 mit 20000 Kriegern an den Rhein, um vereint mit den Kaiserlichen und den Reichstruppen gegen den Erbfeind zu kämpfen. Aber der Mangel an Zusammenhang, Einheit und Nachdruck, der in der Leitung der deutschen Kriegsmacht herrschte, zog den ungünstigsten Erfolg dieses Feldzugs herbey, einen schimpflichen Rückzug über den Rhein. Voll Mißmuths über seine verlorenen Hoffnungen ging der Kurfürst bey Straßburg auf das rechte Ufer dieses Stromes zurück, und führte seine Krieger nach Franken in die Winterlager. Gleichwohl war es der französischen Politik nicht entgangen, wie wichtig es war, einen so thätigen und kriegerischen Fürsten von sich selbst ableiten und anderweitig beschäftigen zu können; und Schweden, der alte Bundesgenosse Frankreichs, schien eben damals besonders geeignet, den Planen des Pariser Kabinetts beförderlich sey zu können. Die ehrgeizigen Staatsbedienten des unmündigen Königs Karls XI. wurden durch Vorspiegelung grosser und glänzender Vortheile überredet, daß ein Heer die Staaten des Kurfürsten unvermuthet überfallen, sollte. In Pommern, Bremen und Verden, den deutschen Besitzungen der schwedischen Krone, wurden die Truppen auf das schleunigste vermehrt; die Vorstellungen, welche die deshalb besorgten Kurfürstlichen Autoritäten ergehen [165] ließen, wurden ungenügend selbst schnöde zurückgewiesen, und Karl Gustaf Wrangel, der schon in den letzten Feldzügen des 30jährigen Krieges und in dem späteren Polnischen Kriege als Schwedischer Feldherr geglänzt hatte, rückte am 16. December 1674 mit 16000 Mann, unter den seltsamsten Vorspiegelungen und Entschuldigungen, welche er in einem besonderen Manifeste vor sich her ergehen ließ, in die Ucker- und Mittel-Mark ein, die damals aller ihrer Vertheidiger beraubt waren. Die Schweden schändeten ihren einst so ehrenvollen Nahmen durch das gräßlichste Betragen, durch Morden, Mißhandlungen und so scheußliche Ausschweifungen,

⁴ Vorrede zu Kleists hinterl. Schritten. S. LXV.

daß noch jetzt das Andenken davon im Munde des Volkes nicht ganz erloschen ist. Nur mit Mühe konnte die Hauptstadt gesichert und die Festungen in den Zustand der Vertheidigung gesetzt werden. Als die Nachricht von allen diesen Unfällen bei dem Kurfürsten im Hauptquartier zu Schweinfurt anlangte, war, trotz des heftigen Unwillens und Schmerzes, welchen sie auf seine Seele hervorbrachte, sein vorherrschender Gedanke dennoch, vor Allem erst die Treue gegen seine Bundesgenossen zu bewahren, sodann für die Rettung seines Landes bedacht zu seyn. Die geringere Hülfe kam von Aussen, von dem versprochenen Beystande seiner Freunde, die kräftigere lag in ihm selbst, in seinem Heldengeiste, in der Güte und Tapferkeit seines Heeres. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, brach er in den letzten Tagen des May schleunigst aus Franken auf und stand bereits am 11ten des folgenden Monats vor den Thoren von Magdeburg, ohne daß die Schweden von seiner Annäherung einige Ahndung hatten. Die Kriegsmacht der Schweden stand vertheilt zwischen Brandenburg und Havelberg. An letzterem Orte befand sich der Feldmarschall Wrangel selbst mit den vornehmsten Offizieren. Rathenau, in der Mitte gelegen, war mit einem Dragonerregimente besetzt, welches die Ge- [166] meinschaft zwischen den beyden Heerhaufen, die bei Brandenburg und am rechten Ufer der Havel lagen, unterhielt, — und gerade auf diesen Ort hatte der kriegskundige Kurfürst seine Absichten zunächst gerichtet gehabt, durch einen schnellen Ueberfall die ganze Linie und den Zusammenhang der feindlichen Stellung zu zerreißen. Ohne die Ankunft des Fußvolks und des Geschützes zu erwarten, beschloß er, mit der Reiterey allein das Unternehmen zu versuchen, brach am 12ten Juny schon von Magdeburg auf, und war am 15ten des Morgens in der Nähe von Rathenau, in der schützenden Hülle der Dämmerung die einzelnen Heerhaufen ordnend, um unversehens den Angriff auf die Feinde zu vollführen.

Unter den Feldherren, welche an der Spitze dieses zwischen 6000 und 7000 betragenden, aber auserlesenen Heeres standen, zeichneten sich besonders aus der Feldmarschall Dörfling, der älteste und berühmteste der Brandenburgischen Generale jener Zeit, unter den Waffen ergrauet, und vom gemeinen Reiter durch seine Verdienste bis zur höchsten kriegerischen Würde emporgestiegen; nächst ihm aber der Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg, ein liebenswürdiger Fürst, in der Blüthe des männlichen Alters und dem Kurfürsten nahe verwandt, der früher schon seinen Kriegsruhm begründet und bey der Belagerung Kopenhagens, im J. 1658, schon als Schwedscher Obrist seine Kühnheit mit dem Verluste eines Beines bezahlt gehabt hatte. — Neben ihnen viele andere tapfere Edelleute und rüstige Kampfgenossen.

Der Ueberfall von Rathenau gelang eben so glücklich und entscheidend, als er rasch und mit überlegender Klugheit unternommen worden war. Die Schwedische Besatzung war zum Theil zusammengehauen, zum Theil gefangen genommen worden; nur wenigen gelang es, zu dem übrigen Heere zu entkommen, die Nachricht von der [167] unerwarteten Ankunft des Kurfürsten zu überbringen. Sogleich war der Plan der Schweden gefaßt, eine Vereinigung zwischen ihren beyden Hauptheeren zu Stande zu bringen; und des Kurfürsten angelegentlichste Sorge war, diese Vereinigung zu hindern. Henning, mit einigen andern Hauptleuten, erhielt den Auftrag, alle Brücken zu vernichten, über welche die Schweden ziehen mußten, um den Marsch derselben aufzuhalten und zu erschweren, und der Auftrag wurde so gewissenhaft und strenge in Ausführung gebracht, daß die Feinde, von jedem Wege abgeschnitten, sich endlich genöthigt sahen, nach dem Städtchen Fehrbellin herabzuziehen, wo noch Eine Brücke über den kleinen Fluß Rhyn führt, welche dem zerstörenden Henning entgangen war. Dort wollten sie die Wiedervereinigung mit ihren Waffenbrüdern bey Havelberg nochmals versuchen. — Aber rastlos stürmte der Landgraf von Homburg mit dem linken Flügel der Brandenburger, welcher den Vortrab bildete, hinter ihnen her, und dieses rasche Vordringen benahm den Schwedischen Feldherren die Hoffnung, ohne einen harten Kampf mit den Verfolgern über den Rhyn zu

kommen. Unter solchen Umständen setzten sie sich, in einer vortheilhaften Stellung, auf der Ebene zwischen den Dörfern Hackelberg und Tornow an der Fehrbelliner Straße, und erwarteten daselbst zwischen Besorgniß und Hoffnung getheilt, in der Nacht vom 17ten auf den 18ten, die ferneren Unternehmungen des Kurfürsten, gewiß darüber, daß der folgende Tag über ihr Schicksal entscheiden müsse.

Der anbrechende Tag war ein Sonnabend, der 18te des Brachmonats, ein schöner, blutiger Tag, heilig jedem braven Sohne des Vaterlandes. Um 4 Uhr des Morgens brach der Vortrab der Brandenburger, 1600 Reiter stark, geführt von dem Landgrafen von Homburg, aus den Gehölze hervor, traf auf die feindlichen Vorposten, warf [168] sie und verfolgte sie mit dem Muthe der Sieger. Aber der erste Schall des Gefechts hatte zugleich auch den ganzen Schwedischen Heerhaufen in Bewegung gebracht und in die Schlachtreihe hervorgerufen. Der verfolgende Homburg, die Vorposten vor sich hertreibend, fand unerwartet die Feinde in geschlossenen Linien zwischen den Dörfern Hackelberg und Tornow aufgestellt, die entschlossen schienen, die Entscheidung ihres Schicksals auf den Ausgang der zu erwartenden Schlacht ankommen zu lassen.

Plötzlich findet er sich in einen ungleichen Kampf verwickelt, seine Lage ist gefährlich, aber er weiß den Kurfürsten in der Nähe, benachrichtigt ihn und läßt ihn zum schnellen Beystande auffodern, da er selbst zu so ungleichem Kampfe zu schwach sey. Friedrich Wilhelm rückte eilend heran, aber auch er, als er die Stärke und vortheilhafte Stellung des Feindes übersah, ward zweifelhaft, ob er das Gefecht, worein sich der Vortrab verwickelt hatte, fortsetzen oder sich in Ordnung zurück ziehen sollte. Er versammelte schleunigst die Befehlshaber und fragte sie um ihre Meynung; bey weitem die meisten dieser alten waffenkundigen Helden stimmten gegen die Schlacht, bis nicht das erwartete Fußvolk und Geschütz bey ihnen eingetroffen sey; doch [170] waren auch andere für den Angriff, und die Ueberlegung, daß die Feinde schon auf dem Rückzug begriffen, mithin weniger frischen Muthes seyen, daß der an Gicht und Podagra leidende Feldherr Wrangel nicht an ihrer Spitze stehe, das Ungewöhnliche und Ausserordentliche selbst, das für große Geister stets so viel Anziehendes hat, bestimmten den Kurfürsten, die Schlacht zu wagen. Die Generale empfangen auf der Stelle die nöthigen Befehle und eilten auf ihre Posten. Um 8 Uhr des Morgens entbrannte die Schlacht. Eilftausend Streiter und darunter 7000 Mann Fußvolk zählten die Schweden. Die Brandenburger nur 5600 schwergerüstete Reiter und Dragoner. Auf einem Sandhügel ließ der Kurfürst sein Feldgeschütz auffahren und reihete unter dem Schutz desselben seine Reiterschaaren in zwey Schlachtlinien. — Die Wirkung des Brandenburgischen Geschützes bewog gleich anfangs die feindlichen Feldherren, ihre Reihen etwas zurückzuführen und als dadurch ein Schwanken in ihrer Stellung entstand, ließ der Kurfürst alsobald zum Angriff blasen. Er selbst, von einem trefflichen Rosse getragen, das Haupt mit einem schwarzen Sammhute bedeckt, von welchem ein Reiherbusch herabwallte, um die Schultern ein prächtiges Wehrgehenke, Rock und Wamms mit einer Schärpe von weißer und schwarzer Seide umgürtet, stellte sich an die Spitze seiner Tapfern, begeisterte ihren Muth durch eine kurze Anrede, und stürzte sich mit ihnen auf des Feindes rechten Flügel, denn der linke war durch den Morast gedeckt, an welchen er sich lehnte. Unter dem heftigsten Kugelregen der Schwedischen Batterien wird die Reiterey der Feinde angegriffen, geworfen, und auf das Fußvolk zurückgestürzt. Die Sieger rasten nicht. Auch das Fußvolk trifft jetzt der Sturm des Angriffs. Der Kurfürst, hingerissen von unwiderstehlichem Muthe, setzte sich unerschrocken allen Gefahren aus, gleich dem gemeinsten Rei- [171] ter. Vor und neben ihm stürzten seine Krieger. Dem Emanuel Froben, seinem treuen Stallmeister, der nicht von der Seite seines Herrn gewichen war, riß nahe hinter Friedrichen eine Kanonenkugel das Bein hinweg; er starb bald darauf, in der Blüthe des männlichen Alters. Die Erzählung setzt

hinzu, Froben habe kurz zuvor sein Roß gegen das kenntlichere Schlachtroß des Kurfürsten umgetauscht, unter dem Vorwande, daß dieses zu scheu sey, und kaum hatte er den Schimmel bestiegen, als ihn der Tod ereilte. Ein neuer Versuch der Schweden, sich durch einen schnellen Angriff des Brandenburgischen Geschützes zu bemächtigen, das nur durch ein Dragonerregiment gedeckt war, mißlang und sie mußten auch hier, nach hartem Verluste, sich zurückziehen. Fünf Stunden dauerte die Schlacht mit ununterbrochener Anstrengung, und erst Nachmittags neigte sich der lange zweifelhafte Sieg auf die Seite der Brandenburger. Der rechte Flügel der Feinde, den die Wuth des Angriffs am heftigsten getroffen, hatte sich völlig aufgelöst und der linke, welcher allein den Kampf nicht fortsetzen konnte, begnügte sich, den Rückzug des rechten zu decken. So entschied sich der Sieg. — Die Feinde zogen sich schnell, aber in Ordnung und mit geschlossenen Gliedern, hinter dem Dorfe Hakenberg längs dem Luche, welches ihren Rückzug deckte, gegen Fehrbellin hinab. Der Kurfürst begleitete die Weichenden mit Kanonenschüssen bis über das Schlachtfeld hinaus: sie weiter zu verfolgen, gestattete die Ermüdung seiner Krieger nicht, die nach einer achttägigen Anstrengung der Ruhe bedurften. Der Verlust der Schweden war groß und schmerzlich: aber auch die Brandenburger hatten den Sieg nicht wohlfeil errungen. Mehrere der tapfersten Führer waren den Heldentod gestorben, andere, darunter der Obristlieutenant Henning, schwer verwundet worden. Dieser Henning, der sich durch seine Verdienste vom gemeinen Krieger bis zum [172] Range eines Stabsoffiziers emporgeschwungen und der sich vor und während dieser Schlacht durch Muth und Thätigkeit besonders ausgezeichnet hatte, ertheilte der Kurfürst auf derselben Stelle, wo er fechtend sein Blut vergossen, den erblichen Adel mit dem Nahmen Treffenfeld. Frobens Leichnam ward in der Domkirche zu Cölln an der Spree bestattet und seine heldenmüthige Treue durch ein feyerliches Leichenbegängniß und durch eine Denkmünze geehrt. Der Kurfürst und alle, die ihn gekannt hatten, trauerten um den Verlust dieses, redlichen Mannes; auch Thränen der Liebe flossen auf seine Gruft, denn er war der Verlobte eines edlen Brandenburgischen Mädchens. Seinen Nachkommen ward der Erbadel verliehen, und erst in der letzten Zeit ist sein Geschlecht erloschen.

Am Morgen nach der Schlacht eilte Dörfling den geschlagenen Feinden nach, verjagte sie aus Fehrbellin, wo er ihnen reiche Beute abnahm, und verfolgte sie bis an die Mecklenburgische Grenze. Von da führte Wrangel, dieser einst so glückliche und siegreiche Feldherr, von Krankheit geplagt, von Kummer über sein Mißgeschick gebeugt, die Ueberreste seines Heeres nach Pommern; viele wurden noch ein Opfer der ausserordentlichen Strapazen, ganze Schaaren verließen ihre Fahnen, und gingen in andere Kriegsdienste; nur 4000 Schweden kamen nach Pommern zurück.

So endete die Schlacht bey Fehrbellin, die den Waffenruhm Brandenburgs gründete und das Land auf einmal von seinen barbarischen Feinden befreiete. So groß die Bestürzung in Schweden war, als die Nachricht davon anlangte, so laut und herzlich der Jubel im Brandenburgischen. Auch die Generalstaaten und der Kaiser feyerten den Sieg ihres Bundesgenossen, durch Dankfeste, und nun fehlte es nicht mehr an neuen Helfern, die sich ihm anzuschließen bereit waren. Ein steinernes Denkmal am [173] Heerwege, zwischen Hakenberg und Fehrbellin, errichtet von einem Freunde des Vaterlandes, zeigt noch jetzt dem Wanderer das berühmte Schlachtfeld, und nennt ihm die Nahmen der Brandenburgischen Helden, die einst hier fochten und siegten.⁵

⁵ Eine umständliche, mit historischer Prüfung niedergeschriebene Erzählung von dieser Schlacht bey Fehrbellin hat der auch sonst rühmlich bekannte, der Wissenschaft, insbesondere der Geschichtskunde zu früh entrissene Karl Curth's geliefert, in Woltmann's Zeitschrift: „Geschichte und Politik,“ vom J. 1804. Fünft. Stück. S.

Schon am 23. Junius, fünf Tage nach der Schlacht, war der Kurfürst von Berlin aus zu seinen siegreichen Schaaren an die Grenze von Mecklenburg zurückgekehrt, wo nun auch das Fußvolk und Geschütz von Magdeburg angelangt war. Die nachdrücklichsten Zurüstungen zur Fortsetzung des Krieges wurden getroffen. Bis zum Herbst hin eroberte Friedrich mit Hülfe seiner Bundesgenossen ganz Vor- und Hinterpommern, und selbst die Festungen Stettin und Stralsund. Ein Schwedisches Heer fiel verheerend in Preußen ein; aber mitten im Winter eilte er auch dahin, zu helfen, vernichtete die Feinde, und die Brandenburgischen Krieger drangen bis vor die Thore von Riga. Ein so glänzendes Waffenglück und so großer Ruhm erregten den Neid der mächtigern Fürsten. Bald erfuhr der Kurfürst die Folgen dieser Stimmung. Holland und Spanien versöhnten sich mit Frankreich; auch der Kaiser und das Reich schlossen zu Nimwegen ihren Frieden mit dem französischen Monarchen. Von seinen Bundesgenossen verlassen und zu schwach, gegen die Macht Frankreichs allein stehen zu können, mußte sich Friedrich Wilhelm der Nothwendigkeit fügen, und die harte Forderung Ludwigs XIV. alle seine theuer erkauften Eroberungen, bis auf einige unbedeutende Distrikte in Hinterpommern, an Schweden zurück zu geben, erfüllen. O hätte ich nie schreiben ge- [174] lernt, sagte er, als man ihm den Friedensschluß von St. Germain en Laye (vom 29ten Juny 1679) zum Unterzeichnen vorlegte, der ihm die Früchte eines fünfjährigen blutigen Krieges auf einmal wieder entriß. Und als er ihn endlich unterschrieben hatte, rief er voll bitterm Unwillens aus: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor! Worte, deren prophetischen Sinn die nachfolgende Geschichte nicht ohne Beachtung gelassen hat.

So weit das Geschichtliche im Zusammenhange, das einer erneuerten Erzählung, zumal da es vaterländische Dinge angeht, nicht unwerth schien. Wir kommen nun von da auf die vorliegende Dichtung zurück, welche sich an diese historischen Thatsachen anreihet. Nach der Geschichte hatte die voreilige Hitze des Landgrafen von Homburg, der sich als Führer des Vortrabs zu weit vorgewagt, das Treffen mit dem feindlichen Heere veranlaßt. Dazu erzählt Friedrich der Zweyte in seinen Memoires de Brandebourg, daß der grosse Kurfürst nach der Schlacht geäußert habe, man könne nach der Strenge den Prinzen vor ein Kriegsgericht stellen: doch sey es ferne von ihm, einen Mann, der so tapfer zum Siege mitgewirkt, auf diese Weise zu behandeln.⁶ Auf diese kurz hingeworfene Nachricht, nicht auf die rein geschichtliche Thatsache, bauet nun der Dichter die ganze Anlage seines Drama, so nemlich, daß er die Sache gerade so auffaßt, als ob der Kurfürst wirklich dieses Kriegsgericht berufen und dieses dem Prinzen den Tod zuerkannt gehabt habe. Dadurch gewinnt die Dichtung, abgesehen von dem historischen Interesse, welches der Inhalt haben kann, abgesehen auch von dem Interesse, welches die Handlung an sich und die Ausführung der Charaktere selbst noch erregen kann, eine höhere Richtung und verhandelt nun in dramatischer Form die grosse Frage, [175] was Subordination sey, und ob oder wann sie in einzelnen Fällen verletzt werden dürfe, eine Frage, welche geistige Betrachtung wohl fesseln kann und in die mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens im Grossen und im Kleinen vielfach eingreift. Nach der so gefaßten Ansicht wird der Prinz die Hauptperson des Drama; das Urtheil, welches dem Fehltritt folgt, greift zuerst verwundend in das Gefühl des jungen Helden ein; durch die vielseitige Theilnahme, welche die verschiedenen Umgebungen desselben für sein Schicksal zu erkennen geben, wird die Frage selbst nach allen Seiten hin in lebendiger Handlung durchgesprochen und beleuchtet, und endlich, da der Prinz nach einer grossen Seelenschütterung sein Unrecht selbst erkennt, als er dem Vaterlande, der Idee des Rechts sich

⁶ Nach Tieck's Anführung in der Vorrede zum Kleist etc. S. LXIII.

selbst zum Opfer weihet, da bringt die freye Begnadigung des väterlichen Fürsten, die vorher weder durch Drohung, noch durch Ueberredung oder Ueberlistung erlangt werden konnte, Beruhigung und Versöhnung in das Ganze.

In der näheren Betrachtung dieser Dichtung ist die Art, wie das Vergehen des Prinzen gleich vom Anfange an motivirt wird, das erste und wesentlichste, was unsere Aufmerksamkeit beschäftigt. Der Prinz erscheint zuerst als Nachtwandler im Garten des Schlosses zu Fehrbellin unter einer Eiche sitzend, halb schlafend, halb wachend und sich in seinen Phantasieen einen Lorbeerkranz windend. So finden ihn sein verehrter Fürst, seine Geliebte, die Prinzessin Natalie, für welche sein Herz im Geheimen brennt, und alle werden ihm zu Traumgestalten, die ihn auch dann noch beschäftigen, als er von seinem Freunde geweckt worden ist. Verwirrt von den Gefühlen, die ihm in der Seele auf- und abwogen, indem sich Wahrheit und Phantasie unbegreiflich ihm vermischen, ist er auch nachher, als der Plan zur Schlacht den versammelten Generalen bekannt gemacht wird, nicht im Stande, zu klarem Bewußtseyn zurückzu- [176] kehren, und den Plan zu begreifen, von dessen Ausführung die Entscheidung des folgenden Tages abhängt. Noch voll von seinem Glücke fühlt er sich, als die Schlacht wirklich beginnt und von den Feinden her augenscheinliche Gefahr droht, von einem heroischen Wahnsinn ergriffen, überschreitet den Befehl, den er nur halb gehört, nur halb gefaßt hat, und stürzt fort zum Siege. Er hat den Sieg wirklich erfochten, aber anders, und nicht so vollständig, als der Kurfürst ihn vorgeschrieben hatte: er hat also eben so sehr den Gehorsam verletzt, als den Absichten des obersten Feldherrn nachtheilig entgegen gehandelt, und das ist das Strafwürdige seiner That, zu welcher er wider Wissen und Willen sich hat hinreissen lassen.

Es bedarf keiner umständlichen Erörterung, daß diese Motivirung ausserhalb der Natur liege, und eben darum alle Wahrheit und Wahrscheinlichkeit verletze, aufhebe. Aber das gehört eben zu den Eigenthümlichkeiten dieses reizbaren Geistes, daß er, wie streng, kräftig und sich über alle kleinliche Schwächen erhebend, sonst auch die Gesetze der Vernunft anerkannte und ehrte, er hinwiederum zu anderer Zeit mit seltsamer Willkühr und einer fast kindischen Spielerey in das Reich des Aberglaubens, übernatürlicher Erscheinungen hinüberspringt, und mit einer Consequenz, welcher Ueberlegung und Hartnäckigkeit vorgefaßter Grundsätze zum Grunde liegen, uns das Leere und Nichtige jener phantastischen Träumereyen als Wirklichkeit darstellt, und mit der sinnlichen Wirklichkeit auf das engste zusammenschmilzt. Die klaren Kennzeichen dieser Geisteskrankheit, denn dafür wird sie mit Recht gehalten, sind schon in der Jugendidung, der Familie Schroffenstein, enthalten, und wir empfehlen die dahin gehörenden Bemerkungen Tiecks zur Vergleichung; wir finden sie wieder in den Visionen des Nervenfiebers und des Bleygießens im Käthchen von Heilbronn und wie tief die Vorliebe für eine solche Betrachtung der Natur in der Seele des Dichters gesessen haben müsse, lehrt der Prinz von Homburg, sein spätestes und reifstes Werk, in welchem er diese Stimmung der Seele abermals nicht überwinden, nicht verleugnen konnte.

Um die Handlung des Stücks auf diese Weise zu motiviren, hat der Dichter auch noch in anderer Hinsicht die Wahrscheinlichkeit zum Opfer gebracht. Man kann nämlich billig darnach fragen, ob die Bekanntmachung des nächst zu befolgenden Schlachtenplanes so öffentlich, in Gegenwart so vieler anderen Zeugen, die dahin nicht gehören, geschehen dürfe? Will man auch die Anwesenheit der beyden Frauen entschuldigen, die beyde, im edelsten Sinne des Worts, gar wohl Soldatenfrauen genannt werden können, Natalie ist dazu noch Chef eines Dragoner-Regiments, — so ist doch die Anwesenheit und das Auf- und Abgehen von Hofcavalieren, Pagen, Hofdamen u. dgl. hier, wo so ernste, männliche Dinge verhandelt werden, eine lästige Störung und der [178] Wahrheit wenig gemäß. Aber es war darum zu thun, den Prinzen durch Nataliens Anblick und durch den Vorfall mit dem Handschuh, den er ihr als

Nachtwandler von der Hand gezogen, in Zerstreuung zu erhalten und seine Aufmerksamkeit von, den Aufträgen, die der Feldmarschall den Generalen ertheilt, abzulenken.

Das Schlachtgemälde im zweyten Acte ist musterhaft entworfen, lebendig und anschaulich, ohne uns mit störenden Details zu beunruhigen, da sie gewöhnlich auf der Bühne verdorben werden. Die Empfindung des Prinzen von Homburg nimmt den höchsten Aufschwung: er fühlt sich als Sieger, als Schüler und Befreyer des Vaterlandes, als Verlobten Nataliens, und eilt so, von diesen Empfindungen trunken nach Berlin, die Siegesfahnen zu den Füßen seines Feldherrn niederzulegen. Hier kündigt ihm der Kurfürst Arrest an, den er in dieser Stimmung seiner Seele nicht anders, als mit Trotz und Bitterkeit vernehmen kann: „er widerstrebt der Begegnung, wie einem unzeitigen Scherz, einer übel angebrachten Pedanterie.“ Erst im Gefängnisse gelingt es seinem Freunde, ihn von dem Ernste des Kurfürsten, von der Möglichkeit, daß das ausgesprochene Todes-Urtheil dennoch wirklich vollzogen werde, zu überzeugen.

Nun folgt im dritten Acte eine Peripetie der Handlung, die, wenn sie nicht ganz nach der Ansicht des Dichters, doch zugleich auch nach der psychologischen Wahrheit aufgefaßt wird, die heterogensten Empfindungen hervorbringen kann, wie denn z. B. in Wien gerade an dieser Scene das ganze Stück gescheitert ist. — Ich wüßte diesen Auftritt und die Ansicht, welche der Dichter dabey hatte, nicht faßlicher zu entwickeln, als wie Tieck in seiner Einleitung bereits gethan hat. „Unter so vielen hergebrachten Angewöhnungen der Bühnenwelt, — sagt dieser (S. 71.) — ist auch die, daß die Todesfurcht [179] unter keiner Bedingung in ihrer ganzen Gräßlichkeit in edlen Gemüthern erwachen darf. Kleist aber, der ohne Zweifel das Leben nicht zu hoch achtete, oder den Tod feige fürchtete, läßt seinen Helden, von diesem Schrecken ergriffen und vernichtet, in Gegenwart seiner Geliebten, auf die er zugleich unedel verzichtet, wie einen Sklaven, um sein Leben betteln. Derselbe wilde Traum, der ihn in seinem Wahne über Alexander und Cäsar erhob, wirft ihn nun, da seine Zauber brechen, unter den gemeinsten Knecht hinab. Dies erschüttert, vernichtet Natalien mit ihm, und mit dem Gefühl von der Armseligkeit des Höchsten und Herrlichsten tritt sie knieend vor ihren Oheim, um für den zu bitten, der vor Kurzem noch das Ideal ihrer Phantasie war, und von dem nun aller Schmuck der Menschheit, so abgefallen ist, daß er nichts mehr, als nur das nackte Leben des Thieres mit seinen Wünschen noch umfassen kann. Diese Scene ist wahrhaft erschütternd, denn wir beweinen in ihr das Loos der Menschheit selbst.“ Natalie giebt dazu selbst den besten Commentar:

„Zu solchem Elend, glaubt' ich, sänke keiner,
Den die Geschicht' als ihren Helden preißt!
Schau her, ein Weib bin ich, und schaudere
Dem Wurm zurück, der meiner Ferse naht:
Doch so zermalmt, so fassungslos, so ganz
Unheldenmüthig träfe mich der Tod,
In eines scheußlichen Leun Gestalt nicht an! —
Ach was ist Menschengröße, Menschenruhm!“

Fassen wir diesen schauerhaften Gedanken nur ganz auf, wollen wir uns nur selbst gestehen, wie feig und unwürdig oft unser edelstes Selbst in uns herabsinkt, — so werden wir diese Scene in ihrer ganzen, gewichtvollen Bedeutung fassen und würdigen lernen und den tief in das Wesen der menschlichen Seele blickenden Dichter darin nicht verkennen. Die Scene ist ein Stein der Versuchung, an welchem diejenigen Anstoß nehmen und straucheln, deren vorschnelles Urtheil von [180] dem ersten, flüchtigen Eindruck abhängt, noch ehe sie abwarten wollen, wie der Gang der Dichtung weiter fortschreite und die scheinbare Disharmonie wieder zur Befriedigung löse. Diese Auflösung geschieht hier auf eine Weise, welche uns völlig mit dem Helden der Dichtung

wieder aussöhnt und überhaupt über das Ganze einen sehr wohlthätigen Geist der Milde und Erquickung verbreitet. — Der Kurfürst, als er vernimmt, der Prinz habe um Gnade geflehet, sagt ihm Gewährung zu; Natalie selbst ist die Ueberbringerin des Rettung verheißenden Schreibens.

„Meynt Ihr, ein Unrecht sey Euch widerfahren,

So bitt' ich, sagt's mir in zwey Worten, —

Und gleich den Degen schick ich Euch zurück.“

An dieser Großmuth ermannet er sich selbst wieder, die unwürdige Täuschung, in welcher sein Gefühl befangen war, verschwindet, er faßt den Gedanken des Rechts wieder auf und steht nach einem ächt ritterlichen Kampfe, den er mit sich selbst gefochten, als Held da, der unserer Achtung, unserer Theilnahme würdig ist. Die Fürbitten, welche die sämtlichen Offizire bey dem Kurfürsten für ihn einlegen, dienen, als der Handlung angemessenes Zwischenspiel, zu schöner Vermittelung: der beredte Beweiß des biedern Kottwitz, daß der Prinz nicht schuldig, der sophistische des Hohenzollern, daß gar der Kurfürst der Schuldige sey, bringen in den ernstesten Gegenstand herzlichen Sinn und Heiterkeit; der Kurfürst steht unter diesen edlen Männern in seiner höchsten Glorie und löset das ganze, nach der großen Erschütterung, mit Weisheit, Gerechtigkeit und Würde.

Was die Zeichnung der Charaktere betrifft, so gebührt dieser Dichtung darum vor den meisten anderen der jüngeren Zeit eine große Auszeichnung, daß sich in derselben die Personen in klaren, bestimmten Zügen, höchst lebendig und seelenvoll, ohne allen Wortaufwand, durch die Hand- [181] lung selbst mit solcher Deutlichkeit zu erkennen geben, dergleichen andere durch das Aufgebot wenn auch noch so rednerisch ausgeschmückter Schilderungen nicht erreichen können. In dieser Charakteristik ist der gereifte, geläuterte Dichter unverkennbar. — Der Prinz von Homburg, nach der Geschichte damals, als die Schlacht zu Fehrbellin geschah, ein Mann von gereiften Jahren, wird uns hier als kräftig blühender Jüngling dargestellt, in dessen Brust, neben dem männlichen Thatendurst, auch die zarte Empfindung der Liebe mit aller Gewalt ihrer ersten Aufwallung Eingang gefunden hat. Und dennoch wie hat der Dichter alle Weichlichkeit und fade Süsseley, von welcher die Helden unserer jüngsten Dramen überfließen, fern von diesem Charakter zu halten gewußt, — wenn wir die einzige Verirrung von der Nachtwandelely abrechnen dürfen? — Eben so wenig eine Spur von sonst überspannter Schwärmerey, oder auch im Gegentheil, von Rohheit der Empfindung, oder von steifgehaltener Förmlichkeit. Ueberall spricht das volle Herz, treu und wahr nach den Pulsschlägen seiner Gefühle; aber die That ist ihm das erste, und nur durch die That will er das Glück erkämpfen. Der edle hochherzige Krieger ist in keinem Zuge zu verkennen. Der Kurfürst ist ein herrliches Musterbild wahrer Majestät, in welcher sich die edelsten Eigenschaften des Regenten, Ernst, Kraft und Milde auf das innigste vereinigen. Diese einfache Größe, in welcher er auftritt und welche jede seiner Handlungen, jeden seiner Gedanken und Beschlüsse bezeichnet, ist wahrhaft erhaben und würde uns in steter Bewunderung erhalten, wenn nicht die reine, herzliche Menschlichkeit ihn zugleich auch unserer Empfindung wohlthätig näher brächte und unsere ganze Liebe in Anspruch nähme. Selten ist ein Fürst so würdig, so groß, erhaben und liebevoll auf der Bühne geschildert worden. Unter den übrigen Personen ist der Obrist Kott- [182] witz mit besonderer Liebe behandelt. Das ist der Repräsentant des bravsten, hochherzigsten Kriegergeistes: in ihm vereinigen sich Thatkraft und tiefe Empfindung; — wie schön z. B. spricht sich diese in den wenigen Worten aus, am Morgen, kurz vor dem Beginnen der Schlacht! —

„Ein schöner Tag, so wahr ich Leben athme!

Ein Tag, von Gott, dem hohen Herrn der Welt,

Gemacht zu süßerm Ding', als sich zu schlagen!

Die Sonne schimmert röthlich durch die Wolken,

Und die Gefühle flattern mit der Lerche
Zum heitern Duft des Himmels jubelnd auf."

Und eben so wie schön vereinigen sich wieder in ihm die beyden Contraste, daß er zuerst, empfindlich verletzt, doch dem Gehorsam sich subordinirt, und nachher, als von eben dieser Frage die Rede ist, den Uebertritt desselben Gehorsams, wie ihn der Prinz sich erlaubt hat, in Schutz nimmt, — sey es auch gegen seine Ueberzeugung, aber es kommt aus der innersten Tiefe seiner Seele. Wer kann ohne Rührung bleiben bey folgender Erwiederung, wenn er unter gleichen Umständen, wie der Prinz den Sieg zu finden hoffe: —

„Bey Gott, ein Schelm müßt' ich doch seyn, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und sprächst du, das Gesetzbuch in der Hand:
„Kottwitz, du hast den Kopf verwirkt!" so sagt ich:
Das wußt' ich, Herr; da nimm ihn hin, hier ist er.
Als mich ein Eid an deine Krone band,
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts Dir gäb' ich, was nicht Dein gehörte! —

Und so ist dieser Charakter durch und durch vollendet, daß mit dem wunderlichen Herrn, selbst da, wo er Unrecht zu haben scheint, dennoch — wie der herrliche Kurfürst sich ächt altdeutsch ausdrückt — Niemand fertig werden kann. Gegen die Männer stehen die Frauen nicht zurück. Die Kurfürstin ist freylich nur mit allgemeinen Umrissen geschildert, aber auch sie gleich also, daß wir sie lebend vor uns sehen, als die würdige Gemahlin eines großen [183] Fürsten, eben so fähig, große Gesinnungen in That zu verwandeln, als sie zu fassen und an andern zu ehren; dabey ächt weiblich, Fürsprecherin, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, gefaßt und standhaft in Leiden, Trösterin für Andere, mütterliche Freundin. Die Prinzessin Natalie lebt in den ersten freudigen Aufwallungen ihrer jungfräulichen Liebe; sie hat im Prinzen Friedrich den mannhaften Helden, das Ideal ihrer jugendlichen Träume, ihren Freund, ihren Retter gefunden; ihr Herz, ihr ganzes Wesen ist begeistert von dem Gedanken an ihn: und doch ist in dem liebeglühenden Mädchen die würdige, feine Haltung der Prinzessin nie vergessen, ohne daß gleichwohl der rein menschlichen Empfindung auch nur im mindesten geschadet worden wäre. Der tiefe Charakter dieser Person offenbart sich am meisten bey der erschütternden Katastrophe, wo der Prinz um sein Leben bittet und wo sie ihm nachher die Nachricht der Begnadigung bringt. Die Unwürdigkeit seiner feigen Erniedrigung erschüttert sie so, daß sie bey seinen Reden halb ohnmächtig niedersinkt und in Thränen ausbricht, dem Schmerze über die gesunkene Heldengröße Luft zu machen. — Aber die Liebe ist mächtiger, als die Ueberlegung: sie selbst erniedriget sich, für die Erhaltung des Geliebten, obschon er sie unwürdig aufgegeben, flehend zu bitten. Gemischte Empfindungen durchstürmen ihr Herz, als sie ihm das Begnadigungsschreiben überbracht hat und er selbst zu männlicher Ueberlegung sich zu erheben anfängt. Endlich vernimmt sie die großherzige Entschlossenheit des Prinzen, er verschmäht die Gnade, wenn sie mit dem Grundsatz des Rechts nicht bestehen könne, er ist entschlossen zu sterben: wie erhebt sich da ihr Herz, daß der Geliebte sich selbst, daß sie den Geliebten, das Ideal ihrer Träume wieder gefunden hat:

„Nimm diesen Kuß! — Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt ich mich,
[184] Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir! —
Inzwischen, wenn Du Deinem Herzen folgst,
Ist's mir erlaubt, dem meinigen zu folgen."

Und somit eilt sie, auf andere Weise, welche der Ehre des Prinzen nicht nachtheilig ist, seine

Rettung zu vollenden.

In Hinsicht des Technischen ist schon vorhin die Bemerkung gemacht worden, daß, wie lebendig auch der Born der poetischen Begeisterung aus der Seele des Dichters hervorquoll, doch aller üppige, rhetorische Auswuchs hier mit der weisesten Mäßigung entfernt gehalten worden sey. Es ist, als ob der ruhige männliche Soldatengeist durch das ganze Stück hindurch den Grundton angebe. Dennoch fehlt es nicht an wahrhaft poetischen Gedanken und Schilderungen. Dahin gehören die einzelnen Monologe, nicht minder angemessen den Personen und den Situationen, als edel, reich und lebenskräftig in Hinsicht des Sprachausdruckes und der Einkleidung. Wir zeichnen vor andern aus den Monolog des Prinzen, als er in das Gefängniß zurückgekehrt ist:

"Das Leben nennt der Derwisch eine Reise,
Und eine kurze. Freylich von zwey Spannen
Diesseits der Erde noch zwey Spannen drunter." u. s. w.

Eben so gehört die rührende Erzählung von der tapfern Selbstaufopferung des Stallmeisters Froben zu den reinsten und vollendetsten Dichtungen in dieser Gattung, da sie, gleichfalls allen Prunk und Flitter verschmähend, lediglich durch den einfachen Hergang der Geschichte ihre Würde, Kraft und Bedeutung in sich trägt. In Hinsicht des Versbaues begegnet man, wie in früheren Dichtungen, dem sorgfältigen Schriftsteller, dem die Form, die Reinheit des Ausdrucks, die Feile nicht gleichgültig waren. Nur einzelne, noch etwas gezwungene Konstruktionen finden sich, welche dem Sprecher einige Schwierigkeit in den Weg legen, worauf wir, weiterhin, noch einmal zurückkommen werden. Noch einige Betrachtung verdient die scenische Anordnung des Stücks, um so mehr, da aus unserem Comödientzettel die Angabe steht: „für die hiesige Bühne eingerichtet," und andererseits der treffliche Vorredner Kleist's nicht undeutlich zu erkennen giebt, daß das Stück ganz so, wie es dastehe, als bühnengerechtes Stück gegeben werden könne. Im Wesentlichen ist das gewiß auch vollkommen wahr und jegliche sogenannte Bearbeitung dürfte wohl als Verarbeitung getadelt werden. Wer indessen mit dem Technischen und Mechanischen der Bühne vertraut ist, wird zugeben, daß in dieser Hinsicht mit gutem Erfolg auch manches geändert, manches hinzugefügt werden konnte. Ob [186] schon der Rahmen bey einem Gemälde sehr die Nebensache ist, so thut doch eine gefällige Einfassung dem Auge wohl. Nicht zu gedenken, daß die Verschmähung der scenischen Einfachheit und Ordnung, an welche wir, die wir vor der Bühne stehen, nun einmal gewöhnt sind, Störung und Mißbehagen erregen muß, wenn der Zuschauer oft durch die unbedeutendsten Nebendinge aus seiner sinnigen Betrachtung herausgeworfen wird. Dahin gehört z. B., was in diesem Stücke ein paarmal der Fall ist, daß die aus einem Zimmer abgehende Person unmittelbar nach der Verwandlung wieder in ein andres Zimmer tritt, u. dgl. Wir haben zwar selbst bey anderer Gelegenheit, auch in diesen Blättern, die Bemerkung ausgeführt, und andere haben es vor uns gethan, daß, da von der Bühne herab nun einmal der Phantasie eine künstliche Berechnung der Zeit und des Raumes angemuthet wird, das Mehr oder Weniger darin auch nicht füglich in Anschlag gebracht werden könne. Nichts desto weniger ist, wo eine gewaltsame Störung der Wahrscheinlichkeit ohne Verletzung des Dichterwerkes vermieden werden kann, die Nachhülfe zweckmäßig und beyfallswerth. Und das ist die Ansicht, von welcher unser mit dem Wesen der Bühne innigst vertraute Herr Director Schmidt bey der Einrichtung dieses vorliegenden Drama ausgegangen ist.

Unter den Aenderungen, welche in die Dichtung selbst eingreifen, bemerken wir zuerst im zweyten Acte eine noch schärfere Motivirung der Schlachtlust, von welcher der Prinz sich hinreißen läßt. Nach der gedruckten Ausgabe nämlich sind die von fern zuschauenden Brandenburgischen Offiziere des Sieges ihrer Parthey bereits gewiß, denn alle rufen: „Triumph!

der Sieg ist unser!" Da steigt der Prinz von Homburg vom Hügel herab, befiehlt, Fanfare blasen zu lassen, den Officieren, zu folgen, und antwortet dem Kottwitz, der ihn auf die Ordre verweist, mit wildem Ungestüm:

[187] "Auf Ordre? Ey, Kottwitz! Reitest du so langsam?

Hast du sie noch vom Herzen, nicht empfangen? u. s. w.

Anders in der hiesige Bearbeitung. — Da entsteht zuerst Besorgniß für die eigene Parthey.

„Bemerkt ihr nichts? Ich meyn', die Unsern weichen!

ruft der eine Officier, und Golz:

„Des Fürsten Schimmel dort in dem Gedränge!"

Da befiehlt der Prinz: „Auf Kottwitz! Nun ist es Zeit — laß nun zum Angriff blasen!" und als ihn der alte Degen zur Ruhe ermahnt, ihm sagt, es werde an sie schon kommen, da braust er wild auf:

— — „Hab' nicht Lust zu warten, bis

Es kommt! Wir stehn hier, wie entflohn'ne Weiber,

Die Männer für sich fechten lassen! Wer

Kein Weib ist - - u. s. w."

Immer bleibt so die Veranlassung, warum der Prinz von der Parole nichts hören will, wahrscheinlicher, natürlicher. Auch paßt in diesen Zusammenhang die sophistische Wendung, deren sich der Prinz zur Rechtfertigung seines Schrittes bedient.

— — „Des Herrn Befehl

Heißt siegen. Schlagt die Schweden, und ihr habt

Gethan, was er befohlen." — —

Neu hinzugefügt ist in diesem zweiten Act die Scene des alten Landmanns mit seiner Großtochter, vorher, ehe die Kurfürstin mit ihrem Gefolge in dem Dorfe eingetreten ist. Die großartige Gesinnung des alten Märkers — Claus Harms mit Nahmen — erscheint hier als Repräsentant des kräftigen Sinnes, der damals auch schon im Bürger und Bauer rege war, und verschmilzt sich auf diese Weise mit dem kriegerischen Geiste, der durch das ganze Stück obwaltet. Da vielleicht auch anderen Bühnen mit dieser Scene gedient seyn dürfte, so theilen wir hier dieselbe mit, nach des Verfassers Bewilligung.

[188]

Bauernwohnung.

(Man vernimmt Kanonendonner in der Ferne.)

Der Alte,

(ein hochbetagter Greis, wird von seiner Großtochter hereingeführt.)

Dorthin, zum offnen Fenster führe mich;

Der Wind trägt dort den Schall vernehmlicher.

(Er setzt sich, auf seinen Stab gelehnt, in einer horchenden Stellung.)

Die Tochter.

Wir sollten, Vater, doch das Haus verriegeln, —

Das fürchterliche Schießen hört nicht auf; —

Die Vögel selbst sind aus der Luft verscheucht,

Und ausgestorben scheint das ganze Dorf.

Nur ihr hört ruhig zu, als wär' es ein Manövre.

Der Alte (winkt.)

Ach, schwatze nicht, ich seh' ja, wie es steht.

Die Tochter.

Hilf Gott! mit blinden Augen wollt ihr sehen?

Der Alte.

Das Aug' hat Altersschwäche wohl geblendet,
Doch nicht den innern Sinn: der schaut noch hell,
Wie ich den Schall des Kanonirens schätze,
Sind sie beym Hackelberg jetzt aneinander.
Dort kenn' ich, weißt du, jeden Weg und Steg,
Weil meiner Eltern Felder dort belegen,
Die ich so oft die kreuz und queer gepflügt. —
Horch! ferner zieht der Schall — und immer ferner,
Das muß schon bey der Mühle seyn, am Berge.
Der arme Müller! — Nun, Gott wird schon helfen.

(Er horcht auf die schwächeren Schüße.)

Ja, ja! auch da geht die Gefahr vorüber.
Jetzt schwenken sie sich über Märtens Koppeln.
Dann kommt der lange Kamp von Hinrich Köster.
Nur frisch! setzt nach! denn der führt zu dem Bruch
Von Sumpf und Moor, wo sie ersticken müssen. —
Richtig! - die Feuerröhre schweigen ja.
Ich seh's; glaub mir, die Feinde sind geschlagen.

Die Tochter.

Ach wäre nur mein Mann erst wieder heim.

Der Alte.

Ha! ha! der ist so ängstlich nicht, wie du.
Er ist zum Vorspann ja gerequirirt,
Und seine Schwarzen lassen ihn nicht stecken.

[189]

Die Töchter

(plötzlich erschrocken.)

Ach, Vater! - hört ihr nicht?

Der Alte.

Was?

Die Tochter.

Tritte draußen.

Es naht sich unsrer Thüre.

Der Alte (muthig.)

Nun, herein!

Vorige. Hofkavalier, bald darauf Fräulein Ramin.

Kavalier.

Glück auf, ihr wackern Leute! habt ihr Platz
In eurem Hause, Gäste aufzunehmen?

Die Tochter.

Wenn's Freunde sind, — o ja, von Herzen gerne.

Kavalier.

Ja, Freunde sind's bey Gott! hochherz'ge Gäste.

Die Tochter.

So nehmt vorlieb. — Doch darf man fragen, wer —

Kavalier.

Die hohe Landesmutter! Keine Schlechtere.

Die Tochter.

Die Kurfürstin? — Großvater! hörtet ihr?

(Der Alte winkt, stille zu seyn.)

Kavalier.

Am Dorfe brach die Axe ihres Wagens,
Und weil wir hören, daß der Sieg erfochten,
So braucht es weiter unsrer Reise nicht.

Die Tochter.

Der Sieg erfochten? — Ja?

Kavalier.

Das wißt ihr nicht?

Der Alte

(erhebt sich jetzt, begeistert auf seinen Stab gestützt.)

Ich hab's gewußt. Claus Harms, ein alter Märker.

Der Schwede ist auf's Haupt geschlagen. Nicht?

[190] Kavalier.

Ja ja, so ist's. Das Land ist frey, gerettet,

Wenn nicht für immer, doch auf Jahresfrist.

Der Alte (jubelt.)

Vivat, der große Kurfürst!

Fräulein Ramin (stürzt herein.)

Wehe ruft. —

Von Heinitz, kommen Sie.

Kavalier.

Was ist geschehen?

Fr. Ramin.

Die Nachricht — O entsetzlich!

(Beide gehen.)

Die Tochter.

Was geht vor?

Vernahmet ihrs?

Der Alte.

Führ' mich in meine
Kammer, damit du zur Bedienung stets bereit.

Die Tochter.

Ein Unglück sicherlich. — Da kommen sie. —

Die Fürstin ist's, kann kaum sich aufrecht halten.

Der Alte.

Sey still! Ich bau' auf Gott, der wird schon walten.

Die Schlußscene dieses Actes, welche Kleist nach Berlin verlegt hat — „im Hintergründe die Schloßkirche, erleuchtet, Glockenklang, — man sieht die Leiche Frobens vorübertragen und auf einen prächtigen Katafalk niedersetzen,“ — worauf der Kurfürst das Kriegsgericht bestellt, ist nach der hiesigen Einrichtung in denselben Schloßsaal zu Fehrbellin versetzt, welchen wir im ersten Acte kennen gelernt haben. Dadurch wird die Einheit des Ortes um so zweckmäßiger aufrecht erhalten, da auch der dritte Act wieder in Fehrbellin zu spielen anfängt. — Die vom

[191] Dichter angedeutete Leichenfeierlichkeit wird nun hier vom Kurfürsten bloß anbefohlen.

„Er bleibt im Hauptquartier zu Fehrbellin,
 Und gleich bestellt das Kriegsrecht, das ihn richte.
 Ihr nehmt die Fahnen, alle Siegstrophäen,
 Und bringt sie eilig nach Berlin. Im Dom
 Will ich beym Siegesfest sie glänzend brauchen.
 Der Leichnam meines Frobens, meines Retters,
 Soll ausgestellt auf einem Katafalk
 Damit umgeben werden, und Prinz Friedrich
 Soll man als Sieger von der Kanzel nennen;
 Er selbst jedoch wird meine Streng' erkennen.“

In der Scene des dritten Actes, wo der Prinz vor der Kurfürstin und Natalien um Rettung seines Lebens fleht, ist eine Art von Milderung für nothwendig erachtet worden, mit welcher doch, fürcht' ich, für solche, welche nun einmal die psychologische Tiefe und gräßliche Wahrheit dieses Moments nicht fassen können, wenig geholfen seyn dürfte. Nach der Urschrift nämlich verzichtet der Prinz, in feiger Verzagtheit, selbst auf die geliebte Natalie:

Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
 Nataliens, das vergiß' nicht, ihm zu melden,
 Begeh'r ich gar nicht mehr; in meinem Busen
 Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht.
 Frey ist sie, wie das Reh auf Haiden, wieder; u. s. w.

Das klang denn gar zu stark, und es ist demnach also geändert worden:

„Ich soll, ich weiß, auf jedes Glück verzichten.
 Verschenken, hör' ich, will er ihre Hand
 An einen König; — das mag sie vertreten.
 Muß ich verzweifeln drob, kann ich doch Wünsche
 Für dieses Engels Glück zum Himmel senden.
 Er lasse mich auf meine Güter gehn,
 Dort will ich bau'n, als wär's für Weib und Kind etc.

Es mag seyn, daß für einen grossen Theil der Zuschauer diese Abänderung wirklich nöthig gewesen, und daß sie darum [192] zweckmäßig erscheinen mag: aber so wie sie einerseits der tieferen Absicht des Dichters entgegen wirkt, die sich in dem Seufzer Nataliens: „Ach! was ist Menschengröße! Menschenruhm!“ deutlich genug ausspricht, so wenig ist sie auf der anderen Seite hinreichend, allen Anstoß, welche für jene Zuschauer die ganze Scene doch noch immer erregen muß, gänzlich hinwegzuräumen.

Der vierte Act hat an Klarheit der Uebersicht bedeutend gewonnen durch einfachere Scenen-Verknüpfung. Hie und da ist vielleicht zur Beförderung der Deutlichkeit und Verständlichkeit zu viel gethan, z. B. wenn Natalie die Worte wirklich vorsagt, die der Prinz dem Kurfürsten schreiben soll:

— — „Schreibt hin, der Sieg, den ihr
 Erfochten, mache alles Unrecht gut,
 Und es gebühre Lohn euch, und nicht Strafe;“

oder wenn dieselbe nachher verliest, was der Prinz wirklich geschrieben hat:

„Du hast mir recht gethan, mein Fürst und Herr!“

Das heißt wohl, der Bequemlichkeit der Zuhörer zu viel zuvorgekommen und erntet vielleicht den Dank nicht von Allen, welche für ihre eigene Phantasie und ihren Scharfsinn noch einigen Stoff der Thätigkeit übrig behalten wollen. Auch möchte ich noch um dieser Rückkehr zur

Mannskraft willen den Prinzen nicht gerade „einen großen Menschen“ nennen lassen, wie zum Schluß Natalie thut; viel edler unstreitig, fürstlicher und mädchenhaft schöner drückt sie sich im Original aus:

— Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!

Unter den Abänderungen des fünften Actes ist Eine, welche aus dem beyfallswerthen Bestreben, eine an sich unwesentliche Person (den Grafen Reuß) aus dem Ganzen zu entfernen, entstanden seyn mag, die aber, im Zusammenhange betrachtet doch in keiner Hinsicht befriedigen kann. Die Abänderung betrifft die Prinzessin Natalie und den Obristen Kottwitz. Nach Kleist's Dichtung — wagt es die Prinzessin, den Kottwitz in des Kurfürsten Nahmen, aber auf eigenen Antrieb, von Arnstein, als sey dort die Stellung ihm zu eng, nach Fehrbellin beordnen zu lassen;⁷ sie fühlt nämlich, wie viel an dem An- [194] sehen dieses wackern Obristen gelegen sey, der Bittschrift noch mehr Unterschriften zu sammeln. Mit der Ordre wird, nachdem Natalie des Prinzen hochherzige Rückkehr zum Pflichtgebot vernommen hat, der Graf Reuß auf das schleunigste abgeschickt, und in Folge derselben rückt Kottwitz mit seinen Dragonern in Fehrbellin ein. Als der Kurfürst, hierüber befremdet, den Obristen zur Rede stellt, zeigt dieser ihm die Ordre vor:

„Natalie, gegeben Fehrbellin;
In Auftrag meines höchsten Oheims Friedrich!“

Genug, die Fürstin hat im Vertrauen auf des Oheims Güte gewagt, was sie wagen zu können glaubte, und wir können nicht umhin, diese Großmuth ihrem Herzen dankbar anzurechnen. Uebrigens ist hier alles klar, wie kurz und einfach auch es angedeutet seyn mag. — Dagegen scheint mir die Abänderung unklar. Da meldet uns für's erste — am Schluß des 4ten Actes — Natalie in ihrer, von freudiger Aufwallung diktirten Antwort, die sie dem Prinzen giebt, nachdem sie ihm geäußert, da er seinem Herzen folge, sey es auch ihr erlaubt, dem ihrigen zu folgen:

„Von Arnstein führt der biedre Kottwitz gleich
Sein ganzes Regiment u. s. w.

wozu wir eines Theils den Grund nicht erfahren, auch in diesem Zusammenhange nicht füglich errathen können; und gesetzt, der Prinz ahnde die Ursache mit uns, so ist ein solches Vorausverkündigen einer Wohlthat, eines Liebesbeweises so niederschlagend und verkleinernd für den Empfänger, als dem Verkündiger nicht edel genug. Nun meldet [195] der Eingang des 5ten Actes uns ein Schreiben Nataliens an den Kurfürsten:

„Gewähre mir nur die Vergünstigung,
Dein theures Antlitz eher nicht zu seh'n,
Als bis des Prinzen Loos entschieden ist;
Wie Er darüber denkt, besagt sein Schreiben.“

Das giebt uns von Seiten Nataliens das Bewußtseyn einer Art von Schuld zu erkennen, von der

⁷ Ich verstehe nämlich die Stelle: (S. 75.)

„Zum Glück trug mir der Kurfürst, fällt mir ein, Bedrängt von anderen Geschäften, auf, An Kottwitz, dem die Stellung dort zu eng, Zum Marsch hieher die Ordre zu erlassen!“
so, daß Natalie diesen Auftrag erhalten zu haben aus List vorgiebt, weßhalb sie auch dem Grafen Reuß vor der Hand noch zu weilen anbefiehlt, und nicht eher mit der Ordre nach Arnstein abzugehen, bis sie noch bestimmteren Befehl ihm ertheilt habe. So allein erklärt sich auch die Befremdung des Kurfürsten im 5ten Acte, als Kottwitz mit seinen Dragonern aufmarschirt, den er nicht anders als in Arnstein wissen konnte.

wir gleichfalls so wenig wissen, als vermuthen können. — Und nach allen diesen Vorbereitungen löset sich gleichwohl die dadurch gespannte Erwartung so gut wie in Nichts auf. — Denn als nun der Kurfürst den Kottwitz fragt, wie er nach Fehrbellin gekommen, lautet die von diesem angezeigte Ordre:

„Kottwitz, Kanton zu Fehrbellin; — Prittwitz
Zu Arnstein! - "

so daß die Schuld vom Fürsten selbst mit einem: „Hm! verschrieben!“ beschönigt wird, wozu man doch abermals den Grund so wenig in ihm als in den Umständen entdecken kann. Es leidet keinen Zweifel, daß solche unwahrscheinliche Zusammenstellungen die Aufmerksamkeit zerstreuen und die Theilnahme selbst verkleinern, wie unwesentlich auch in poetischer Hinsicht diese Einzelheiten seyn mögen.

Wichtiger für das Ganze ist die Abänderung des Schlusses. In der Originaldichtung nämlich ist es unverkennbar, daß der Prinz, nachdem er sich gleichsam alles Irdischen selbst entäussert hat, bey dem Herausführen in den Schloßgarten, mit verbundenen Augen, in den Zustand der Nachtwandlung, in welchem wir ihn zum Anfange des Stückes erblickten, wieder zurücksinkt, und in einer Ohnmacht, oder vielmehr in einer geistigen Verzückung, theils durch die Begnadigung des Kurfürsten, theils durch die damit in Verbindung stehenden Festlichkeiten apotheosirt wird. Darum äussert sich Tieck darüber: „das Ganze schließe nach der großen Erschütterung lieblich und wundersam, wie es begonnen gehabt.“ — Ob dieses [196] Wundersame des Ausganges nun ein rein ästhetisches Wohlgefallen in den Zuschauern zurücklasse, scheint mit Recht bezweifelt worden zu seyn, da ein solches Wohlgefallen ohne vollständige Ueberzeugung, oder was hier einerley ist, ohne Täuschung nicht hervorgebracht werden kann. — es müßte denn seyn bey solchen, welche alle Wahrscheinlichkeitsberechnung dem blinden Glauben unterzuordnen sich gewöhnt haben. Darum unstreitig ist in der Abänderung dieses Wundersame möglichst verwischt worden. Der Prinz ist zwar in einem begeisterten Zustande, sonst aber doch aller seiner Sinne mächtig, und die Auflösung geschieht im Uebrigen nach derselben Weise, wie sie in der Originaldichtung vorgezeichnet ist. Eines freylich ist noch zurück geblieben, womit die der militairischen Sitte Kundigen nicht zufrieden seyn können. Diese fragen nämlich, ob wohl der zum Tode verurtheilte Krieger mit verbundenen Augen zum Executions-Platz geführt werde, — wie hier geschieht? Der Dichter brauchte dieses Verbinden, da er die Sinne seines Helden der Aussenwelt verschließen wollte: welchen Zweck kann es aber jetzt noch haben? — Ich weiß darauf Nichts zu antworten.

Uebrigens ist diese Abänderung des Schlusses noch von dem bühnenkundigen Holbein angeordnet, welcher eine ganz eigenthümliche Bearbeitung dieses Stückes vorgenommen gehabt, von welchem auch noch einige, zum Theil in dieser Recension bemerkten Veränderungen im Dialoge mit herrühren, namentlich die am Schlusse des 4ten Actes Natalien in den Mund gelegten Reden, über deren Zweckmäßigkeit wir die Entscheidung dem Urtheil unserer Leser nun überlassen müssen.

Wir schließen sofort noch diesen Bemerkungen das Geständniß an, daß es auch hier, wie anderwärts, uns klar geworden, wie viel leichter es sey, an einem Kunstwerke Ausstellungen zu machen, als den geahneten Män- [197] geln durch gründliche Verbesserung abzuhefeln. Was in der hiesigen Einrichtung geschehen ist, verdient im Allgemeinen durchaus den Beyfall derer, welche mit dem Bühnenwesen einigermaßen Bekanntschaft gemacht haben: von dem Urtheile der Uebrigen wird um so weniger Notiz genommen werden müssen.

Wer sonst noch Interesse an diesem Gegenstand findet, dem mag die "Heimkehr des großen Kurfürsten," empfehlen seyn, ein Schauspiel von Friedrich Baron de la Motte Fouquè, das bereits im Jahre 1812 im Druck erschienen ist. Auch schon früher haben Schauspielendichter

einzelne Scenen aus der Geschichte des großen Kurfürsten darzustellen versucht, obschon mit sehr zweideutigem Glück, wenn wir dem Urtheile eines Schriftstellers trauen dürfen, der als Einheimischer mit dieser Sache bekannt seyn mußte. „Man zeichnete — sagt dieser,⁸ — einen gespreizten Helden, der allerhand pathetische Redensarten, fast möchten wir sagen, aus der Westentasche hervorzieht, den Heldenmuth wie auf einem Präsentirteller herumreicht etc., und muthete uns dann zu, eine solche, mit tragischen Frazzen umhangene Figur, für den größten Mann des 17ten Jahrhunderts, d. h. für den anmuthig-großen, fromm-heldenmüthigen Kurfürsten zu halten. Man mahlte einen alltäglichen Hitzkopf und nannte ihn Friedrich von Homburg; oder einen grämlichen Alten in Uniform, der leider unendlich böse wird, wenn man ihn erinnert, daß sein Vater ein Schneider war, — was ohnehin nur unbewiesenes Gerücht ist, — und schrieb darunter, das sey der Feldmarschall Dörflinger; man trommelte eine Menge vermischter Gestalten zusammen, die bey Basedow in die Schule gegangen zu seyn schienen, und nannte sie Rathenowsche Bürger vom Jahre 1675. Es war so jammervoll und kläglich, daß sich jeder bessere Zuschauer bald davon wegwandte." -

Vermuthlich geschah das in dem Schauspiel von Blum, „das befreyete Rathenow," das zuerst im Jahre 1775 in Berlin auf die Bühne gebracht wurde.⁹

[198] Um jetzt auf die Darstellung, des Prinzen von Homburg überzugehen, so verdient die Sorgfalt, welche sowohl auf Decoration als auf Costumirung verwandt worden ist, um so mehr einer rühmlichen Auszeichnung, je seltener wir hier in den Stand gesetzt werden, dasselbe Verdienst durch Nahmhaftmachung anzuerkennen. Es sind zum Behuf dieses Drama zwey ganz neue Decorationen geliefert worden, welche sich durch zweckmäßige Anlage sowohl, als durch geschickte Ausführung dem Auge sinniger Betrachter empfehlen, nämlich: Schloß und Saal zu Fehrbellin, beyde von Herrn Cocchi¹⁰ und von dem Königl. Preuß. Theatermahler Hr. Gropius d. ä. — Die Wahl und die richtige Bestimmung des Costums für Personen aus dem siebzehnten Jahrhundert ist mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden, in mehr als Einer Hinsicht, nicht blos um der Richtigkeit, sondern auch um dem Wohlgefallen des Auges zu entsprechen. In keiner Zeit hat die Mode so oft und so sich widersprechend gewechselt, als gerade in jenem unglücklichen siebzehnten Säculum. Noch bis zum Jahre 1650 trug der Kurfürst von Brandenburg die schöne altdeutsche Tracht; dann aber drängten sich die französischen Moden in Deutschland ein und verdrängten eine deutsche Kleidungsweise nach der andern, bis sie nach dem gräßlichen Nimweger Frieden 1678 ganz die Oberhand gewonnen. Die ersten Münzen, worauf der große Kurfürst mit einer Perrücke vorgestellt wurde, ist vom J. 1656. Wahrscheinlich hatte er diese Mode seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Oranien, zu Gefallen angenommen, da in den Niederlanden bereits zu der Zeit, als sich der Kurfürst mit ihr vermählte, die Perrücken bekannt waren.¹¹ — In den nachfolgenden Feldzügen nahm derselbe immer einen besondern Perrückenmacher zu seiner Kopfzierde mit sich, dem sogar noch Futter auf zwey Pferde angewiesen wurde, etwa so, wie Friedrich der Große auf seinen Kriegszügen sich von einem Musiker begleiten ließ, der ihm auf der Bratsche accompagnirte, wenn der [199] König die Flöte spielte, doch ohne daß derselbe für zwey Pferde Rationen bekam. Da wir indessen den Kurfürsten noch auf späteren Münzen mit langen, natürlichen Haaren abgeprägt

⁸ Dramat. Wochenblatt von Berlin etc. 1815. N. 7. S. 54.

⁹ S. Plümicke's Entwurf einer Theatergesch. von Berlin etc. (1781.) S. 216. [1. Ziffer schlecht lesbar]

¹⁰ Herr Cocchi ist ein Italiener, und die auch in diesen Blättern gebrauchte Schreibart „Cocqui" fehlerhaft. Unsere Bühne hat an ihm einen sehr kenntnisreichen und genialen Theatermahler gewonnen.

¹¹ S. Nicolai über den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken etc. (1801) S. 107. ff. S. 174 f.

finden, so durfte, es mögen nun jene Stempel früher gemacht worden seyn oder die auswärtigen Stempelschneider frühere Bilder vor sich gehabt haben, bey einer Bestimmung des Costums, das zugleich wohlgefällig sich darstellen sollte, eine Abweichung von jener Verunstaltung des natürlichen Antlitzes gewiß erlaubt bleiben; und wie die ganze Kleidung auf unserer Bühne eingerichtet worden, verdient sie unstreitig den Beyfall derer, welche sich die Schwierigkeit der Aufgabe, die hier vorlag, ganz zu vergegenwärtigen im Stande sind.

Was die Ausführung der einzelnen Rollen betrifft, so ist da Vieles beifallswerthe, Einzelnes wohl auch, was noch besser gewünscht werden konnte. Für ganz vollendet und gediegen halte ich die Darstellung des alten Obristen Kottwitz durch unsern Schwarz: das ist ein Spiel, welches zunächst, wenn es auch isolirt stünde, die Zuschauer electricirt, durch die Rückwirkung aber, welche die Bewegung der Gemüther, wie aus einem Hohlspiegel, auf die übrigen Darsteller zurückwirft, auch diese mit fortreißt, und über das Ganze ein großes, alles durchdringendes poetisches Leben verbreitet, bey welchem Niemand ohne Theilnahme zurückstehen kann. Man hat gemeynt, H. Schwarz nehme den Kottwitz zu alt: ganz unbegreiflich! Erinnerete man sich denn des Kurfürsten nicht, wie dieser, so menschlich groß, den Alten zur Raison zu bringen gedenkt?

„Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
Der sich mir naht, willkührlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:
Von den drey Locken, die man silberglänzig
Auf seinem Schädel sieht, faß' ich die eine,
Und führ ihn stille — — —

Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.“

Der Kurfürst Friedrich findet an Herrn Kühne einen Repräsentanten, dergleichen selten einer mit solcher Würde, Kraft und Milde in Gebehrd und Ausdruck gefunden werden kann. Nur im Vortrag einzelner Verse, derer zumal, welche in der Construction verschlungen und verwickelt sind, dergleichen sich Kleist, nicht immer zum Vortheil des Wohlklanges oder der Deutlichkeit bedient hat, wünschten wir ihm mehr Gleichmaaß, Harmonie, mehr [200] Studium des Sinnes und des Wohltautes. Nur Ein Beyspiel: Der Kurfürst empfiehlt dem Prinzen Ruhe, — (im ersten Akte:)

Du hast am Ufer, weißt du, mir des Rhein's
Zwey Siege jüngst verscherzt; etc. — —

Soll dieser Satz verständlich und wohlklingend lauten, so müssen alle scharfen Einschnitte und alle Pausen zwischen denselben vermieden und die Worte in einer ernst gehaltenen, ganz gleichen Messung vorgetragen werden. Herr Kühne hingegen spricht — oder sprach in den ersteren Vorstellungen:

Du hast am Ufer, — weißt du mir, — des Rheins, —
Zwey Siege jüngst erfochten etc.

Aehnlichen Fehlgriffen konnte man öfter begegnen. So auch in dem Vortrage des Herrn Jacoby, der übrigens die Rolle des Prinzen von Homburg nicht bloß mit Kraft und Feuer, sondern, auch sonst mit Studium und tiefer Einsicht gegeben hat. Insbesondere verdient es laute Anerkennung, daß er, wie schwärmerisch und weich auch der Charakter des Prinzen gehalten ist, — doch niemals die kräftigere Natur des Helden und die ruhige Einfachheit des Brandenburgischen Kriegers — wie hier der Dichter die Personen gezeichnet hat, — aus den Augen verloren. Mit besonderem Lobe muß noch der vorzüglichsten übrigen Männerrollen gedacht werden, des Feldmarschalls Dörflinger, von Hrn. Schäfer, des Grafen von Hohenzollern von Hrn. Lebrun, des Siegfried von Mörner — Hrn. Gloy, des Wachtmeisters — Hrn. Weiß, und des alten Märkers Harms von Hrn. Schmidt. Weniger genügen die Frauen. Mad. Marschall als Kurfürstin

ist und bleibt flach und giebt uns eine ehrliche Hausfrau zum Anschauen, - welche sich insbesondere den Genuß des Frühstückes im ersten Acte sehr angelegen, seyn läßt. Frau Dr. Reinhold als Natalie ist in vielen Momenten klar und verständig, und da untadelhaft; nur da, wo die ächte Empfindung durchschlagen soll, mehr pathetisch und gekünstelt; es will dann nicht zum Herzen dringen.

In der Schlacht des 2ten Actes sollte für ein besseres Musketenfeuer gesorgt werden. Das jetzige gleicht einem Schlag mit dem Weberkamme.

Auszug aus:
Übersicht der im März - Monat gegebenen Stücke

[203] ... In Hinsicht der Musik ist noch der Overture und der Zwischen-Acte zu gedenken, welche der Sächsische Musik-Director Marschner zu dem Schauspiel: Prinz Friedrich von Homburg, gesetzt hat. Diese Composition zeichnet sich weniger durch Neuheit und Originalität der Gedanken aus, sie erinnert vielmehr ziemlich stark an Beethoven, Carl Maria von Weber u. a., aber sie ist in einzelnen Momenten effektiv, wohin wir besonders das Marschthema zählen, zwischen dem ersten und zweyten Acte.

Das genannte Schauspiel selbst: Prinz Friedrich von Homburg, ist in diesem Monate neu auf die Bühne gebracht worden, und hat, wenn auch nicht rau- [204] schenden Beyfall gefunden, doch die Aufmerksamkeit und Theilnahme immer fest gehalten. Es ist siebenmal gegeben worden, am 8ten, 11, 13, 15, 18 und 24sten und die Vorstellungen waren immer gut besucht. Ueber das ganze Stück herrscht ein Ton der Milde und Freundlichkeit, der unwillkührlich das Wohlgefallen fesselt. Dem übrigens, was bereits über das Stück sowohl, als über die Darstellung desselben in diesen Blättern gesagt worden ist, finde ich nichts hinzuzufügen, als die Ansicht, welche mir über die für das Regiment Prinzessin Oranien (Obrist Kottwitz) abgeänderte Ordre¹² mit freundschaftlicher Liberalität mitgetheilt worden ist. Die Leser mögen sodann selbst beyde Meynungen gegen einander halten und darüber entscheiden; denn, das ist der Zweck dieser Blätter, nicht, daß sie den Bühnenfreunden vorurtheilen, sondern Stoff und Veranlassung geben wollen, die eigene Urtheilskraft in Thätigkeit und Ausübung zu setzen. Jene Ansicht ist nämlich folgende:

„Es schien befremdend, daß der Kurfürst sich so sehr über das Einrücken des Regiments verwundert, da er, nach Kleist, durch Natalie dasselbe nach Fehrbellin hatte beordern lassen. - Späterhin erklärt es der Dichter freylich dadurch, daß der Kurfürst diesen Auftrag an Natalie ver-gessen habe, — Vergessen! So ein präciser Soldat und General, wie der Fürst ist! Wie wäre das möglich? Und ist es, so darf dem wachen Feldherrn eine solche Gedächtnißschwäche nicht eigen seyn. Auch würde er den Auftrag unfehlbar ins Gedächtniß haben zurückrufen müssen, da ihn das Regiment in der Nacht so sehr befremdet, und über das Einrücken desselben so viel pro und contra ge-sprochen, so gar Empörung, Rebellion gemeldet wird. Daher schien es mit Besonnenheit verändert, daß sich der [205] Kurfürst in der eigens ertheilten Ordre verschrieben, welches man durch den Drang der Geschäfte und die zur Hälfte gleichlautenden Nachrichten: Prittwitz, Kottwitz, um so wahrscheinlicher zu machen suchte. Nebenbey wird dadurch auch ein zu weitläuftiges Gespräch über diesen Gegenstand, zwischen Natalie und Reuß vermieden.

Bemerken ließ man durch Natalien die Stelle:

„Von Arnstein führt den biedern Kottwitz gleich" u. s. w. deshalb, theils, um dies Ereigniß zu

¹² S. das vorige Blatt Nr. 25. S. 193 f.

Anfang des 5ten Actes unmittelbar an den Schluß des 4ten vorbereitend anzuknüpfen, theils, weil sie von diesem Regimente für die circulirende Unterschrift um so mehr hofft — Ein Gedanke, der sie in diesem Augenblicke um so mehr ergreift; daher entschlüpft ihrem überwallenden Herzen die Berührung desselben; doch will sie damit so wenig prahlen, daß sie sogleich davon abbricht. Aber sie, die früher diese Bittschrift der Offiziere mißbilligte, findet sie, nach der jetzigen Erklärung des Prinzen wohl gar nothwendig, daher:

„Du folgtest deinem Herzen,
So ist mir's auch erlaubt dem meinigen
Zu folgen.“

Daß sie zu Anfang des 5ten Acts nicht persönlich erscheint? Dieser Auftritt schien von Kleist zu stiefmütterlich behandelt. Es ist für Natalien der wichtigste, und sie macht darin nur den Briefträger, und wird weggeschickt. Sie vertraue, durfte man schließen, ihrem Oheim zuversichtlich, wenn er die übersandten Briefe gelesen. Sein Urtheil möge ausfallen, wie es wolle: sie wünsche ihn vor der Entscheidung über des Prinzen Schicksal nicht wieder zu sehen."

...